

Berliner Tageblatt mit „Zeitgeist“

Bebels Notizschrei.

Die in der Sonntagsausgabe des „Berliner Tageblatts“ erhaltene hochnotpeinliche Anfrage August Bebel's wider den unbotmäßigen „Vorwärts“ und die mischlingigen Genossen Auer und Geisler liegt uns heute vor. „Die Meinungsfreiheit in der Partei“ heißt sich die lange Zuschrift, die Bebel der „Leipz. Volksztg.“ sendet. Wir haben schon am Sonntag mitgeteilt, daß Bebel gegen den Vorwärts und die hinter ihm stehenden beiden Genossen den Vorwurf erhebt, sie hätten ihn mundtot machen wollen. Heute geben wir den Sachverhalt wieder, wie er sich nach Bebel's Mitteilungen darstellt.

Die Fürstenwälder Sozialdemokraten hatten danach vor einiger Zeit eine Resolution angenommen, in der empfohlen wurde, die Frage der Kritik der Partei im künftigen Reichstag auf die Tagesordnung des Dresdener Parteitag's zu setzen, dagegen die Vizepräsidentenfrage „als eine verhältnismäßig unbedeutende Angelegenheit“ nicht auf dem Parteitag zu verhandeln.

Das wollte Bebel nicht bejahen; er nahm in der „Leipziger Volkszeitung“ dagegen Stellung. Die Fürstenwälder waren nicht mauihaft, sie antworteten spornfroh mit einer Erklärung in dem sächsischen Blatt, die ihre Haltung begründete. Bebel hielt es für nötig, den eigenmächtigen Fürstenwäldern in einer Erklärung den Text zu lesen, die er dem „Vorwärts“ einlieferte. Und nun geschah das Unglaubliche: Der „Vorwärts“ bewogerte den anerkannten Parteifunktionär den Abdruck seiner Exposé's. Der leitende Vorwärts-Redakteur Geisler telegraphierte an Bebel nach München am 30. August: „Brief über Ihre Erklärung unterweg.“ Am 1. September traf der so angelegentlich Brief in München ein. Er enthielt die, wie Bebel sagt, „in den beweglichsten Ausdrücken“ abgefaßte Bitte, im Interesse der Partei von der Erklärung abzusehen. Zugleich mit diesem Brief erhielt Bebel seine Erklärung zurückgeschickt.

Das war noch nicht genug. Der Bebel hatte den Brief nicht erst abgewartet. Er hatte inzwischen noch eine andere Erklärung an den „Vorwärts“ geleistet, die sich gegen den Genossen Heine wandte. Selbiger Genosse hatte nämlich in einer Berliner Parteiverammlung am 25. August die Angriffe gegen Bernstein wegen dessen Aufstellung der Vizepräsidentenfrage kritisiert und dabei von Bebel beifällig zu bezeugen gesagt; Bebel's Entzweiung von Berlin habe ihn zu einer falschen Beurteilung des Vorgehens Bernsteins geführt. Gegen diese milde Rüge wollte sich Bebel verwahren, insofern er hatte er die Erklärung gegen Heine dem „Vorwärts“ zugelesen. Er wandte sich in dieser Erklärung gegen Heine's Vorwurf, die Angriffe gegen Bernstein seien „unabhängig und unzutreffend“, und sie seien „geeignet, die Freiheit der Überzeugung und des Wortes innerhalb der Partei zu gefährden“. Bebel bemerkte in seiner Gegenerklärung mit deutlicher Bezugnahme auf die Revisionisten, wer im Glashaufe sitze, solle nicht mit Steinen werfen, und unterstellte dem Genossen Heine, dieser würde mit den Revisionisten arg umspringen, das heißt ihnen die Meinungsfreiheit arg verlämmern, wenn er die Macht dazu besäße.

Ungeachtet dieses Inhalts seiner Erklärung gegen Heine konnte Bebel, als er Geisler's Telegramm wegen der Erklärung gegen die Fürstenwälder Genossen erhielt, wohl annehmen,

daß der „Vorwärts“ sich ebenso gegen die Aufnahme der Erklärung an Heine's Adresse wie gegen die Aufnahme der Erklärung wider die Fürstenwälder sperren würde. Infolgedessen wartete er den telegraphisch in München gestellten Brief nicht erst ab, sondern telegraphierte nach Empfang des Telegramms am 30. August zurück: Er verlange sofortige Aufnahme seiner Erklärung gegen die Fürstenwälder. Unmittelbar darauf schrieb er dem „Vorwärts“, er verlange die Aufnahme beider Erklärungen, „als sein gutes Recht, von dem er sich unter keinen Umständen abbringen ließe“.

Nach Empfang dieses Briefes wandte sich die Redaktion des „Vorwärts“ an die Vorstandsmitglieder Auer und Geisler, um deren Urteil zu hören. Und nun geschah, wie Bebel sagt, das Unglaubliche, daß diese aus den gleichen Gründen wie Geisler die Nichtaufnahme beider Erklärungen billigten, und daraufhin Geisler auch die zweite Erklärung mit einem Brief ähnlichen Inhalts als die erste an mich (Bebel) zurücksandte.

Das ist der Sachverhalt. Bebel glossiert in der „Leipz. Volksztg.“ dieses Verhalten mit einem Seitenhieb gegen Auer:

„Das Verhalten Auer's tritt in diesem Besprechungsbefahren das den vollstänigen Tod jeder Meinungsfreiheit bedeutete, wenn es in der Partei ausgeübt werden sollte, noch besonders merkwürdig hervor. Auer hat sich in der letzten Nummer der Sozialistischen Monatshefte zum Feind über seine Kollegen im Parteivorstand aufgeworfen, die die Resolution betreffend die Mitarbeiterschaft an der bürgerlichen Presse beschlossen hatten, nachdem sie die Frage in zwei Sitzungen eingehend beraten und einstimmig Beschluß gefaßt hatten. Diese Resolution behauptet es, daß sozialdemokratische Publizisten für längere Zeit tätig seien. Red. h. W. Z.) Auer selbst war wegen Kampfsitz damals abwesend. Und berichte Auer, der sich im Namen der Meinungsfreiheit gegen diese Resolution in Parteiinteressen bekämpfte, habe die Resolutioner eines selbst eigentümlichen Begriffsinnens dadurch, daß Auer selbst in diesen einseitigen Bebel's als Revisionist persönlich getroffen hätte.“

Man sieht: Bebel glaubt — oder stellt sich, zu glauben — daß persönliche Motive, Furcht vor einer Überführung durch den Führer der „Alten“ in der Partei, Auer's zur Ablehnung der beiden Erklärungen veranlassen habe. Auer's persönliche Vergangenheit läßt eine solche Unterstellung mindestens gewagt erscheinen. Die Wahrheit ist wohl, daß die drei von Bebel verlassenen Genossen wirklich dem Parteinteresse zu dienen glaubten, wenn sie Bebel's weitwärtige, von persönlichen Angriffen strotzende und in der Sache selbst ziemlich nichtlagende Erklärungen ablehnten. Bebel vertritt in diesen Erklärungen, wie wir schon am Sonntag vermerkten, eine feine Empfindlichkeit und Selbstbehauptung, die auch einem nichtrevisionistischen Vorwärts-Redakteur die Aufnahme der Erklärungen wenig ratham erscheinen lassen mußte. Ja, ein Nichtrevisionist hätte noch mehr Grund, sie abzulehnen, als ein Bernsteinianer.

Aber die Gründe, weshalb die Ablehnung erfolgte, gehen uns nichts an. Tatsache bleibt, daß der „Vorwärts“ Bebel gegenüber eine Haltung eingenommen hat, die Bebel einen „Gewaltakt“, als eine an ihm verübte „Gewalttat“,

als einen „in der Partei bisher noch nie dagewesenen Streitfall“ bezeichnen kann, für den er auf dem Parteitage „selbstverständlich“ volle Genehmigung fordern würde.

Darin, in dieser tatsächlich bisher noch nicht vorgekommenen Art und Weise die sozialdemokratischen Centralorgane gegen den Oberkommandierenden der Partei liegt — mag sie nun im Parteinteresse berechtigt sein oder nicht — unseres Erachtens die Bedeutung des Vorkommnisses. Es zeigt, daß selbst in der Redaktion des offiziellen Parteiorgans der Adaveregehoram gegen die derzeit kommandierenden Männer der Partei dem Willen zu eigener Meinungsäußerung Platz gemacht hat. Ein's Mehr bedarf es nicht, um den an sich unabweislichen Sieg der revisionistisch-revisionistischen Elemente in der Partei über die unrevisionistisch-revisionistischen „Alten“ zu bestatigen. Die Mehrheit auf dem Parteitage wird zweifellos Herrn Bebel's Stange halten und von den drei Ministern fordern, daß sie den einzigen Weg, der nach Rücksicht führt, gehen sollen, den Weg der Intervention unter die Autorität August Bebel's. Ob die drei Männer ihn geben oder nicht: die Tatsache, daß sie als Vertreter des offiziellen Parteiorgans es wagen, dem Willen des Führers der „Alten“ sich entgegenzusetzen, spricht deutlich genug für die immer mehr sich geltende Umwertung der irrationalen Werte, die die Kasse, Marx und Engels zur Grundlage der heutigen Sozialdemokratie machten. Trotz aller Ablehnungen der sozialdemokratischen Ultra's ist die „Revision“ keine Utopie.

Die Gefahr eines türkisch-bulgarischen Krieges scheint nach den neuesten Nachrichten vom Balkan nicht so unabweisbar zu sein, wie es nach den letzten Meldungen den Russen halle. Die bereits gemeldete Grenzüberbrechung türkischer Truppen findet eine verhältnismäßig harmlose Erklärung in folgendem, aus Sofia eingehendem Telegramm:

Die im Auslande verbreiteten Gerüchte von einem Einmarsch türkischer Truppen in Bulgarien günden sich darauf, daß in den letzten Tagen an der Grenze in der Nähe von Süstünli und Strumica heftige Kämpfe zwischen bulgarischen und türkischen Willkür-Brigaden ausgebrochen, wobei Grenzbesetzung seitens der Türken vorgekommen sind. Diese wurden von bulgarischen Grenztruppen zurückgewiesen. Ferner meldet uns ein Privat-Telegramm unseres Konstantinopeler Korrespondenten:

Nach dem Semlak am Freitag überreichte der Sultan den neu-geformten Bularenregimenten ihre Fahnen, wobei er an die Offiziere einige Worte richtete, die auf einen bevorstehenden Krieg hinzielen schienen. In diplomatischen Kreisen glaubt man jedoch nur an ein bevorstehendes energisches Vorgehen gegen die Serben. Die Worte betreffen ein Gerücht an die Macht vor, worin sie nochmals auf das Vorgehen der Serben und das zweifelhafte Verhalten Bulgariens aufmerksam macht und die erste Notwendigkeit betont, dem Unfassen ein Ende zu machen. Sie könne die Verletzung des Völkerechts durch die Serben nicht mehr erdulden und müsse gegebenenfalls bei der Verletzung der Serben und die Grenze überschreiten.

Mit der in der letzten Ausgabe gedruckten Aufzählung der Worte werden wir freilich nicht einverstanden sein. In Bulgarien scheint vorderhand die

Erinnerungen an Hermann Junpe. Von Dr. Leopold Schmidt. (Nachdruck verboten.)

Daß ich zum ersten Male Hermann Junpe sah, ist nun etwa zehn Jahre her. Es war in Hamburg; ich war als Kapellmeister in die Hansestadt gekommen, um Rudolf Dellinger, der an einer neuen Operette arbeitete, am Vult des Carl Schulte-Theaters einige Wochen zu vertreten. Unter den allabendlich wechselnden Operetten fam auch der „Forinelli“ an die Reihe. Er war lange Zeit ein Liebling der Hamburger gewesen; jetzt ging er in etwas „abgespieltem“ Zustande über die Bretter. Eine fällige Vormittagsprobe hatte die Erinnerungen der Mitwirkenden eingemessen wachgerufen und mir die Befanntschaft der mir völlig neuen Musik vermittelt. Natürlich ging ich nicht ohne Vorwissen in die Vorstellung, und mein Mitgehen wuchs, als man mir vor dem Theater einen ersten Mann mit schwarzem Rollbart und Wille als den Komponisten zeigte, der seine Gattin am Arm, in der anderen Hand den Klavierständer, dem Musikstempel zuschritt. Junpe ward an dem Abend keine so große Freude an der Einführung eines Wertes gehabt haben, und ich vermied es, ihn unter die Augen zu treten.

Der „Forinelli“, der Junpe's Namen eigentlich zuerst in weitere Kreise trug, ist, so viel ich mich entsinnere, in den achtziger Jahren entstanden, aus Lieberum, insofern einer Welt. Der eifrige Wagnerianer, der nur dem Krassen sei, gewandte Musiker, wollte zeigen, daß es nicht schwer sei, „so etwas“ zu machen, und in 14 Tagen soll die Partitur vollendet worden sein. Sie ist ganz im Stil der damals florierenden Millöderaden. Das Stück gefiel, und in allen Musikalienhandlungen sah man bald den interessanten Kopf des Komponisten mit dem wellenartigen Bart und dem kochenden Haar. Junpe verließ dann eine kurze Zeit in Hamburg. Sein Erfolg fand nicht das richtige Betätigungsfeld; den Fabrikbetrieb am Stadttheater, die wenig künstlerische Wirtschaft unter Pollini vermachte er nicht lange mitzumachen, und sein lebhaftes Naturell ließ es bald zum Bruch kommen. Aber die Zeit des Wartens verstrich ihm nicht fruchtlos; als seine Bahn wieder aufwärts führte, fanden ihn die seiner vorhandenen Aufgaben nur gefügiger in seinen Anschauungen. Junpe's persönliche Bekanntschaft machte ich viele Jahre später, an einem denkwürdigen Abend in Schwerin, an dem

Max Schilling's vielberühmte und besprochene „Ingenwelle“ zum zweiten Male aus der Taufe gehoben wurde, um endlich vor der ganzen Kunstwelt zu ihrem Recht zu gelangen und nun nicht länger mehr vergebens an die Wippen der künstlerischen Kunstschicksale zu schlagen. Ich hatte mich die Komposition und sein Werk interessiert, zum guten Teil nahm die Wierbergabe als solche meine Aufmerksamkeit gefangen. An hervorragende Dirigenten, aber verschärfte Aufführungen gewöhnt, sah ich hier mit Staunen, mit welchem minutiöser Sorgfalt und welcher Hingabe an die Sache ein dieser kleinen Polsterhölle gearbeitet wurde, wie klar und durchsichtig die künstlerische Partitur zu Gehör kam. Was mir stets als das Mächtigste erschien, trat hier in der Erscheinung; die Vorstellung trug den Stempel einer Persönlichkeit. Junpe war wirklich der Herrscher dieser Kunstschöpfung, und nachher, als man in zwanglosem Zusammensein das Ereignis feierte, konnte ich es aus dem Munde aller Mitwirkenden hören, mit welcher Berechtigung sie an ihrem Führer hingen. Ein feiner Zirkel, der sich vor Beginn der Aufführung ereignete, mag hier Erwähnung finden. Als der Dirigent ins Orchester trat, erhob sich zunächst eine Opposition, die erst durch Beifallsstimmungen zum Schweigen gebracht werden mußte. Junpe stand gelassen da und schien auf die Demonstration förmlich stolz zu sein. Als ich mich nach dem Grund dieser bei einer Selbstvorstellung eingetragenen fremdenartigen Haltung erkundigte, hörte ich, daß die Zeremonie ein öffentliches Wortzug gegeben, den Junpe tags zuvor gehalten hatte. In dem Bestreben, für die neue Oper, die ihm am Herzen lag, Propaganda zu machen, hatte er den Schwerinerinnen einige Liebenswürdigkeiten an den Kopf geschoben, um sie aus ihrem Botlietium aufzurütteln. Dieser Zug war aberaus bezeichnend für ihn. Darin offenbarte sich einestheils sein Ziel, zum Vordringen, andererseits das Kampfesstoke seiner Natur, die sich gern an anderen und ihren Kunstanschauungen rieb. Er glück darin Hans v. Balow, und wie seinen großen Vorbild wurden auch ihm die Stätten der Tätigkeit nur zu leicht zu Stätten der Feinden und des Ruins.

Wohin ein drittes Mal führte mich der Zufall mit dem Verlorenen zusammen. Im Sommer 1899 wollte er, wie in den letzten Jahren so, in den oberbayerischen Bergen, und da er mich in der Nähe wagte, rief mich ein fremdlicher Brief nach Ursfeld am Waldensee. Es waren friedliche, an-

regende Tage, die wir dort verlebten. Diesmal hatte ich Gelegenheit, den Menschen in ihm näher kennen zu lernen. Junpe war im echten Sinne des Wortes ein lebenswärtiger Beschäftigter, sein von dem aufregenden Kampfesleben einisch zu sein, sich zu geben, die Welt für sich zu erobern. Sein Interesse erstreckte sich auf alle Gebiete des Lebens; hygienische Fragen berührte er, wie es schien, mit Vorliebe. „Wäre ich nicht Musiker“, sagte er mir, „würde ich Arzt geworden sein.“ Ich war damals leidend, und mit rührender Sorgfalt nahm er sich meiner an wie ein alter guter Rameade. Was mir die Sympathie des Mannes gewonnen, habe ich nie erfahren; aber ich durfte mich ihrer freuen, denn mit jenseitigen Tatkraft wußte Junpe aus meinem Beserke alle anzuschalten, was an meinen journalistischen Beruf errietet hätte. Nie hat er unsere Beziehungen zu seinem Werk zu benutzen versucht, nie ist eine Mitteilung über ihn oder ein Wunsch, den er gehabt hätte, durch mich an die Öffentlichkeit gelangt.

Mit jenem Sommer habe ich ihn nur einige Male flüchtig wieder gesehen. Leider habe ich ihn auch am Vult so selten beobachten können, daß ich kaum dazu gekommen bin, den Musiker und Kapellmeister zu ergötzen. Was auch bei kurzer Befanntschaft auffallen mußte, war die geradezu vollendete Technik seines Dirigierens. Wie wenige hat Junpe es verstanden, seine Absichten zu verwirklichen, anderen seine Empfindungen reiflos auszusprechen zu lassen. Ein bewundernswertes Ziel, dem er schließlich nun zum Opfer gefallen ist, half ihm, seinen Willen durchzusetzen. Das hat seinen eigenen Schulmeisterlichen anhaftete, kam der Musikaffe seiner Aufführungen zu kalten. Sein Werk hatte stets etwas Erzieherisches; er nahm gern das Wort zu Hilfe und betonte in allem die Richtung auf das Ideale. Und seine eigene Begabungsfähigkeit tat viel, den Enthusiasmus und die Leistungsfähigkeit der unter ihm stehenden wachzurufen. Das hat aber auch etwas Schreckliches mitunter, verständig nicht, denn das Theater war zu sehr und mehr das Einzige geworden, das er im Auge hatte. In dieser Einseitigkeit, dieser Isolierung des künstlerischen Empfindens, wenn man will, dieser Konzentration auf den dramatischen Ausdruck war Junpe ein echt Wagnerianer, ein physiologischer Wagnerianer.

Nach in diesem Sommer hatte ich gehofft, ihn in seiner Wirkungsstätte, dem Prinz-Regentenpark, zu besuchen zu können, und für die nächste Zukunft hatte er mir seinen Besuch in Aussicht gestellt, um mich mit einer,